

ten historischer Vermächtnisse der verschiedenen Regime (Venedig, Napoleonische Herrschaft, Habsburgermonarchie und Ungarische Krone), welche ihre Spuren in administrativer, kultureller und sprachlicher Hinsicht in jeweils lokaler Ausprägung hinterließen. Die sprachliche Emanzipation der kroatischen Sprache verlief ursprünglich mittels der vorherrschenden und kulturell prestigeträchtigeren deutschen Sprache. Kroatisch als Hauptkommunikationssprache setzte sich nach einem langjährigen und widersprüchlich verlaufenden Prozess, der oft gemischte und hybride Formen annahm, nur langsam durch.

Beide Werke gewähren interessante, wenn auch kurze Einblicke in die Rolle und Funktion von Frauen in den beschriebenen translatorischen Prozessen. Sei es durch die überraschende Erkenntnis Wolfs, Frauen hätten eine gar nicht so unbedeutende Rolle in den Reihen der privaten ÜbersetzerInnen gespielt, wodurch sie die bislang vorherrschende These von ihrer angeblichen Unterrepräsentation relativiert, oder durch Barics einfühlsame Analyse von Dragojla (alias Caroline) Jarnevićs Tagebüchern als Palimpsesten, welche die Ausradierung einer literarischen (deutschen) Identität für die mühsame Gewinnung einer neuen kroatischen reflektieren: Frauen sind Teil dieser Geschichte.

Die beiden Bücher bieten neue und innovative Zugänge zum Verständnis der historischen Transformation des Habsburger Raumes und bereichern damit sowohl die Imperien- wie auch die Nationalismusforschung. Indem sie den Fokus auf die identitätsstiftende Funktion von Sprache und Übersetzung im Spannungsverhältnis zwischen dem Eigenen und dem Fremden legen, eröffnen sie den Weg für vielschichtige Darstellungen multi- und polykultureller Kontexte, wie wir sie uns auch für andere historische Imperien wie das Osmanische oder das Russische Reich wünschen würden, und tragen zu einem besseren Verständnis der Komplexität moderner ‚imperialer‘ Gefüge wie zum Beispiel der Europäischen Union bei. Darüber hinaus bieten sie interessante Ansatzpunkte für eine – noch zu schreibende – Geschlechtergeschichte historischer Mehrsprachigkeit.

Augusta Dimou, Leipzig

Beate Collet, Christine Deprez u. Gabrielle Varro Hg., **Familles plurilingues dans le monde. Mixités conjugales et transmission des langues** (= Langage et Société 147/ März 2014), Paris: Les éditions de la Maison de sciences de l'homme 2014, 178 S., EUR 16,50, ISBN 978-2-7351-1608-9.

Christine Deprez, Beate Collet und Gabrielle Varro haben mit „Familles plurilingues dans le monde. Mixités conjugales et transmission des langues“ ein stimmiges und berührendes Buch vorgelegt, dessen Beiträge klug ausgewählt wurden. Der Einblick in verschiedene Situationen von familiärer Mehrsprachigkeit aus unterschiedlichen Teilen der Welt zwingt zur kontinuierlichen Hinterfragung von als sicher empfundenem Wis-

sen. Ist die Aushandlung der Sprachen in der Familie eine Sache der Identität? Ist es die nationale Sprachenpolitik am Wohnort, die auf die Weitergabe der Sprachen der Eltern an die Kinder einwirkt? Folgt die Aufgabe der einen zugunsten einer anderen Sprache dem Modell nach Louis-Jean Calvet, dem zufolge immer jene Sprachen gelernt werden, deren Status und kommunikative Funktionen mit den bereits bekannten Sprachen vergleichbar oder diesen überlegen sind?¹ In ihren Beiträgen zeigen die Autorinnen verschiedene Wege auf, diesen Fragen auf die Spur zu kommen, und statten die Leserin mit empirisch belegten und an keiner Stelle simplifizierenden Wissensbeständen zum Ringen um die Sprache/n in der Familie aus.

Der Band ist einem klaren Konzept verpflichtet, das mehrsprachige Paare oder Familien zum Ausgangspunkt und mit Ausnahme des Artikels von Anne Unterreiner auch zur Quelle der Datenerhebung nimmt. Dabei tappt er nicht in die Falle der Essentialisierung von Sprache, denn es geht letztlich nicht um Sprachen, sondern um eine Sichtweise auf ‚sprachlich gemischte‘ Paare und Familien, die soziolinguistische und soziologische Perspektiven verbindet.

Auch wenn der Titel des Buches zunächst eher allgemein auf Mehrsprachigkeit verweist, ist die Abgrenzung zwischen sprachlich gemischt und mehrsprachig, wie sie die Herausgeberinnen in ihrer Einführung (10) vornehmen, eine wichtige konzeptuelle Grundlage für alle Beiträge. „Linguistiquement mixte“ meint, dass die Kommunikation eines Paares oder einer Familie und die Weitergabe der Sprachen an die Wahrnehmung durch andere als ‚gemischt‘ gebunden ist, und fragt nach dem Zusammenhang mit anderen konstitutiven Merkmalen von ‚Gemischtheit‘ wie Rechtsstatus, Gender, Norm und Ethnokultur. Eine Sichtweise auf „plurilingue“, also mehrsprachig, würde diese juristischen, sexualisierten, normativen und kulturellen Aspekte der Kommunikation zwischen PartnerInnen und in der Familie ausblenden. Es ist schade, dass die Abgrenzung zwischen sprachlich gemischt und mehrsprachig letztlich als scharf und undurchlässig konstruiert wird, ohne auf die prinzipielle soziale Gebundenheit von Sprache in Konzepten von Mehrsprachigkeit zu verweisen. Schließlich schaffen gerade Konzepte aus der jüngeren kritischen Soziolinguistik viel Platz für die hier vorgeschlagene Sichtweise (zum Beispiel Blommaert, Kramsch, Pennycook). Dies würde eine durchlässigere Konzeptualisierung nahelegen. Die fehlende theoretische Diskussion ist die einzige Schwäche, die man beim Lesen dieses Buches empfinden kann.

Das große Verdienst des Bandes liegt darin, dass in allen Beiträgen Sprache konsequent als Praxis und in ihrer Gebundenheit an Interaktionen betrachtet wird. Sprachen sind nicht ohne Beziehungen zwischen Menschen vorstellbar, in komplexe und veränderbare Gefüge eingebettet und verweisen auf bedeutsame Konstrukte wie Identität, Ethnizität und viele andere, deren Bedeutung allerdings jeweils stark variieren kann. In allen Beiträgen wird damit deutlich, dass Sprache nicht allein der Übermittlung von

1 Louis-Jean Calvet, *Pour une écologie des langues du monde*, Paris 1999.

Informationen dient, sondern auf zentrale Fragen im Zusammenleben von Menschen verweist.

Hervorzuheben ist die Integration der Gebärdensprache in diesen Band, die zu speziellen und in ähnlichen Forschungskontexten häufig ausgeklammerten Beobachtungen führt. Sophie Dalle-Nazébi hat im Süden Frankreichs teilnehmende Beobachtungen und Interviews in Familien mit gehörlosen Kindern durchgeführt. Sie findet in ihren ethnographischen und narrativen Daten fünf verschiedene familieninterne Sprachenpolitiken: Sprachwechsel in Abhängigkeit von der Anwesenheit einer gehörlosen Person, Sprachenwahl je nach Situation und Zeit, Gleichzeitigkeit verschiedener Sprachen, Vermittlung durch Dritte und Übersetzungspraktiken. Das zu zwei verschiedenen Zeitpunkten erhobene Datenmaterial (1995–1996 und 2012–2013) ermöglicht eine diachrone Betrachtungsweise und den höchst spannenden Vergleich zwischen der Generation der Eltern, die sich die Gebärdensprache aufgrund der Anwesenheit eines gehörlosen Kindes erst aneignen mussten, und jener der erwachsenen Kinder.

Wenn Madhura Joshi gemischtsprachige Familien in Indien porträtiert, dann führt sie die Leserin in einen Kontext ein, den sie treffend als ‚organische Mehrsprachigkeit‘ beschreibt. Die Zustimmung der Eltern zur Eheschließung hat eine hohe emotionale und soziale Bedeutung für das Paar, fehlende Zustimmung kann in gemischtsprachigen Familien die Weitergabe einer Sprache an die nächste Generation verhindern. Dies gilt insbesondere dann, wenn für diese Sprache nur die Eltern als GesprächspartnerInnen vorhanden sind. Wie sehr um das sprachliche Profil einer Familie gerungen wird, ist in diesem Beitrag eindrucksvoll dargestellt.

Das signifikante Merkmal gemischtsprachiger Ehen in Südkorea ist die rechtliche Basis, die eine Ungleichstellung von Männern und Frauen vorsieht, die ihrerseits wieder durch populäre Einstellungen verschärft wird. Stigmatisierung und Marginalisierung betrifft besonders die Frauen. Mit Koreanisch konstruieren die Frauen nicht nur kulturelle Zugehörigkeit, sondern auch Diskriminierung und führen diese in der Migration als Argumente für oder gegen die Weitergabe der Sprache an die eigenen Kinder an. Ganz anders stellt sich die Situation bei gemischtsprachigen Familien in Korea dar, die der monolingualen nationalen Sprachenpolitik unterworfen sind. Kim Kyung-Mi situiert die Familiensprachen zwischen individueller Entscheidung und nationaler wie internationaler Sprachenpolitik.

Wenn Isabelle Lacroix über die Bedeutung baskischer Immersionsschulen für gemischtsprachige Familien schreibt, so bringt sie ganz neue Facetten von Familiensprachenpolitik ein. Ihr Beitrag basiert auf der Beobachtung von schulbezogenen Veranstaltungen über mehrere Jahre hinweg und 29 biographischen Interviews mit Eltern, deren Kinder die Immersionsschulen besuchen. Um zu verstehen, weshalb gemischtsprachige wie auch nicht gemischtsprachige Paare sich für diese Schulen entscheiden, schlägt sie drei Motive vor: In der militanten Logik ist Sprache ein Recht, die identitäre Logik und die Logik der Integration verweisen explizit auf ein Gefühl der Zugehörigkeit durch Sprache. Auch diese sind nicht unbedingt unproblematisch, wie ihre Interviews mit Eltern zeigen.

Die Sicht der anderen auf das gemischtsprachige Paar und die sprachlichen Verhandlungsoptionen werden am deutlichsten im Beitrag von Véronique Miguel Addisu zu franko-äthiopischen Paaren. Der Beitrag gibt nicht nur Einblick in die Entwicklung der Sprachverwendung im Laufe der Paarbeziehung, das heißt vom Kennenlernen an, sondern zeigt in einzigartiger Weise und an manchen Stellen durchaus auch augenzwinkernd die Möglichkeiten der Konstruktion willkommener sozialer Identitäten auf.

Anne Unterreiner verlässt die in den anderen Beiträgen fokussierte Perspektive, indem sie den Blick weg von den Paaren auf die Kinder richtet und nach der Kontinuität der Sprachen der Eltern aus Sicht ihrer Kinder fragt. Der Artikel scheint weniger spannend zu lesen, da er den Reichtum des Datenmaterials auf starr anmutende Kategorien (starke versus schwache Weitergabe der Sprache) reduziert und durch die Tendenz zur Bildung von Kategorien der Wirkung von Sprache in der Interaktion nicht in dem Maße gerecht werden kann, wie es von den anderen Autorinnen gezeigt wird. Mit dem Bezug auf die nationale Migrationspolitik bringt Anne Unterreiner allerdings Kontextfaktoren ein, über die bislang noch wenig nachgedacht wurde.

Wer das Heft liest, wird auch die Kategorie „Varia“ schätzen. Darin findet sich ein Beitrag von Lise Dubois und Mattieu LeBlanc zur rechtlich geregelten Übersetzung im zweisprachigen (Englisch dominierten) Nouveau-Brunswick, die letztlich sprachliche Ungleichheit verfestigt – ein unbedingt lesenswerter Beitrag für alle an Sprachenpolitik Interessierten. François Provenzano widmet Benveniste den letzten Beitrag und befasst sich mit einer politischen Lesart des Schaffens von Benveniste – ein Grundlagenbeitrag für LinguistInnen, die an einer Theorie der Äußerung arbeiten.

Der gesamte Band ist letztlich sehr gut zu lesen, leicht zugänglich, kurz empfehlenswert für alle, die mehr über Sprache in der Interaktion zwischen Menschen und Interaktion durch Sprache wissen wollen.

Eva Vetter, Wien

Kimie Takahashi, **Language Learning, Gender and Desire. Japanese Women on the Move** (= Critical Language and Literacy Studies 15), Bristol/Buffalo/Toronto: Multilingual Matters 2013, 181 S., ca. EUR 32,-, ISBN 978-1-84769-853-7.

Die Studie von Kimie Takahashi eröffnet eine faszinierende, in westlichen Kulturkreisen bislang weitgehend unbekanntes Perspektive auf (weibliches) Englischlernen, genauer gesagt auf die Motivation, die japanische Studentinnen während ihres Studienaufenthaltes im Ausland (*ryugaku*) in mittelfristiger Perspektive dafür aufbringen. Der Ausgangspunkt der dieser Publikation zugrunde liegenden Dissertation ist das *akogare* (Sehnsucht) der temporär in Australien lebenden jungen Japanerinnen. Diese Sehnsucht stellte sich – anders als bei den laut Autorin primär auf die Nützlichkeit der *lingua franca* insbesondere für berufliche Zwecke bedachten männlichen Studenten – zu